

Gedanken zu Carl Spitteler

Rede von Bundespräsident Ueli Maurer anlässlich der Veranstaltung «Wir sind Carl Spitteler» der Neuen Helvetischen Gesellschaft vom 14. Dezember 2019 im Volkshaus Zürich.

Zuerst ein Geständnis: Ich habe die umfangreichen Vers-Epen von Carl Spitteler nicht alle gelesen. Ich habe mich mit der einen oder andern Leseprobe begnügt.

In der Schule haben wir eines seiner Gedichte, «Die jodelnden Schildwachen», besprochen. Es behandelt die Themen Dienst, Disziplin und Heimat mit viel Augenzwinkern und Ironie.

Meine zweite Begegnung mit Spitteler hatte ich in der Offiziersschule. Unser Klassenlehrer erklärte uns damals Spittelers grosse staatspolitische Rede «Unser Schweizer Standpunkt».

Seither habe ich diese Rede über die Jahre ab und zu wieder gelesen, weil sie so viel hergibt. Ich werde sie auch heute hier als Ausgangsbasis nehmen, um mich mit Ihrer Frage nach der politischen Rolle von Künstlern auseinanderzusetzen.

Ich möchte vor allem drei Punkte ansprechen, die mir besonders spannend und aufschlussreich scheinen:

Der erste betrifft Spittelers Verständnis von Bürgerpflicht. Der zweite ist sein zeitloser Appell an die Einheit. Und der dritte betrifft den Unterschied zwischen Spittelers politischem Auftritt und dem von heutigen Künstlern.

Spittelers Bürgerpflicht

Das Bemerkenswerteste an Spittelers «Unser Schweizer Standpunkt» ist meiner Meinung nach, dass es diesen Text überhaupt gibt. Das ist alles andere als selbstverständlich.

Spitteler hat damals eine Rede gehalten, die er lieber nicht gehalten hätte. Er hat sich einer Aufgabe gestellt, die er lieber andern überlassen hätte. Er sagt das offen und ehrlich am Anfang seiner Rede, im ersten Satz: «So ungern als möglich trete ich aus meiner Einsamkeit in die Öffentlichkeit». Und weiter sagt er: «Es würde mich auch in der Tat nichts angehen, wenn alles so wäre, wie es sein sollte. Da es aber nicht der Fall ist, erfülle ich meine Bürgerpflicht ...».

Da meldet sich also einer zu Wort, der nicht das grelle Rampenlicht sucht. Vielleicht ist seine Umschreibung mit «Einsamkeit» ja ein wenig übertrieben. Spitteler war Lehrer gewesen, auch Journalist, unter anderem Feuilletonredakteur der NZZ. Er war herumgekommen, hatte einige Jahre in St. Petersburg gelebt; er hatte gesellschaftliche Anerkennung erfahren, war bereits Ehrendoktor der Universität Zürich. Aber das Bild stimmt: Spitteler widmete sich als freier Schriftsteller der Kunst, nicht zuletzt auch dank dem Vermögen seiner Frau.

Und jetzt greift er beherzt in die öffentliche Diskussion ein. Er stellt sich auf eine Bühne, auf der er eigentlich nicht stehen will. Er nennt uns den Grund: Er sagt, er erfülle seine «Bürgerpflicht».

Er macht sich Sorgen um sein Land. Die Stimmung in der Schweiz beurteilt er als derart aufgeheizt, derart polarisiert, dass er nicht anders kann, als sich zu Wort zu melden. Aus diesem Bürgerverständnis, aus diesem Pflichtbewusstsein heraus ist ein Schlüsseltext der Schweizergeschichte entstanden.

Spitteler gibt uns damit eines der schönsten Beispiele dafür, wie immer wieder Frauen und Männer zur Stelle sind, wenn unser Land einen gefährlichen Kurs einschlägt, wenn Dinge ins Schlingern geraten.

Abhilfe, Gegensteuer, notwendige Korrekturen, die kommen bei uns nicht selten aus der Bevölkerung. Ich glaube, wichtige Stimmen und Impulse kommen häufiger von Bürgerinnen und Bürgern, als von der Verwaltung, der Politik oder der Staatsspitze.

Darin unterscheiden wir uns auch von vielen andern Ländern: Unsere direkte Demokratie und unser Milizwesen erlauben es dem Bürger, sich einzubringen. Unsere Staatsform ist aber auch anspruchsvoll und anstrengend.

Sie lebt vom Einsatz der Bürgerinnen und Bürger. Vom Willen, etwas mehr zu leisten als andere. Vom Mut, den Kopf über die Brüstung zu halten, wenn man von einer Sache überzeugt ist.

Spitteler lebte diese Bereitschaft – ganz offensichtlich *contre coeur*, wie er selbst sagte. Aber er nahm sich selbst zurück, handelte um der Sache willen. Spitteler ist ein prominentes Beispiel für diesen Bürgersinn, aber er ist kein Einzelfall – zum Glück nicht.

Denn davon lebt unsere freiheitliche Ordnung: Dass wir immer und immer wieder tausende und tausende von Leuten haben, die bereit sind, ihre eigenen Interessen, ihre eigene Befindlichkeit zugunsten des Gemeinwohles zurückzustellen. Wenn viel auf dem Spiel steht – aber auch dann, wenn es nicht so dramatisch und existentiell ist wie im Jahr 1914. Wenn es um Jugend- oder Vereinsarbeit geht, um das gemeinsame Engagement im Quartier oder in einer Gemeindebehörde, um unsere vielen Milizaufgaben. Nur schon, wenn es darum geht, unsere Demokratie in Wahlen und Abstimmungen zu leben.

In diesem Sinne halte ich Ihr Motto «Wir sind Carl Spitteler» für einen Aufruf, der nicht nur im Jubiläumsjahr und für Literaturinteressierte Gültigkeit hat, sondern an die wichtige Rolle von uns allen erinnert, die wir als Bürger in diesem Land spielen.

Man kann auch sagen: Sie haben damit eigentlich den Dauerauftrag für alle formuliert, die in einer freien und freiheitlichen Schweiz leben wollen.

Gottfried Keller hat diesen Auftrag, diese Bürgerpflicht, wie es Spitteler nennt, schon im vorletzten Jahrhundert in eine dichterische Form gebracht: Es ist der aktive, engagierte, mutige Bürger, verkörpert im «Fähnlein der sieben Aufrechten» durch Schneidermeister Hediger; ein friedfertiger Mann, der aber immer sein Gewehr bereitstehen hat.

Denn, so sagt er: «Keine Regierung und keine Bataillone vermögen Recht und Freiheit zu schützen, wo der Bürger nicht imstande ist, selber vor die Haustüre zu treten und nachzusehen, was es gibt».

Genau in diese Tradition stellt sich Carl Spitteler. Spittelers Waffe ist nicht das Gewehr, sondern das Wort. Er verlässt seine «Einsamkeit», wie er sich ausdrückt, tritt vor die Tür und ergreift das Wort – Damit geht Carl Spitteler in die Geschichte ein.

Rückblickend, aus dem Abstand von hundert und mehr Jahren, erkennen wir hier auch eine gewisse Ironie der Geschichte: Spitteler war auch ein Schönggeist, der in olympischen Höhen dichtete – aber mit einer politischen Standpauke in Erinnerung geblieben ist. Sein Ausflug in die Niederungen von Auseinandersetzung, Parteinahme und Streit wurde unsterblich, seine nobelpreisgekrönte Dichtkunst dagegen geriet in Vergessenheit.

Spittelers Appell an die Einheit

Aus dem Abstand eines Jahrhunderts fällt uns noch etwas anderes auf – und damit komme ich zu meinem zweiten Teil: Inhaltlich ist die Rede ein Appell an die Einheit des Landes. Alles läuft auf einen eindringlichen Aufruf hinaus, die Reihen zu schliessen, Geschlossenheit zu zeigen und als kleines Land selbstbewusst an seinen Werten festzuhalten.

Gerade auch, wenn zum Beispiel ein Schweizer Wert wie unsere Neutralität im Kriegsjahr 1914 in einem emotional überkochenden Europa nicht hoch im Kurs steht. Neutral zu sein, wenn sich ein ganzer Kontinent in zwei Lager teilt, das braucht Kraft.

Spittelers Rede ist aus diesen schwierigen, damaligen Zeitumständen heraus entstanden, aber es gab immer wieder Parallelen – und das gibt ihr einen zeitlosen Charakter und macht sie so zu einer wichtigen und grossen Rede.

Spitteler kritisiert diese schnelle, begeisterte Parteinahme für eine fremde Sache. Das kennen wir auch heute. Und auch heute reisst das nicht selten einen Graben durch unsere Gesellschaft.

Wir haben einen Teil der Bevölkerung – damals wie heute –, dem unser Land offensichtlich zu bieder, zu provinziell ist. Dem die Schweiz irgendwie zu klein ist. Leute, die an einem «Unbehagen im Kleinstaat» leiden, wie das Karl Schmid beschrieben hat.

Sie sehnen sich nach machtvoller Grösse oder glänzenden Visionen. Nicht selten sind das Leute, die sich selbst als Elite verstehen. Um es mit einem Namen aus Spittelers Zeit zu illustrieren: General Wille kommandierte unsere Schweizer Armee, sprach aber auch privat nur Hochdeutsch – soweit ging seine Bewunderung für Preussen.

Aus der Gegenwart fallen sofort viele Beispiele ein. Es gibt einen Reflex: Wenn die Schweiz wegen irgendetwas kritisiert wird, stellen sich viele unbesehen auf die Seite der Kritiker.

Offenbar weist man sich in gewissen Kreisen als guten Menschen aus, wenn man immer zuverlässig gegen das eigene Land ist. Wer auf die Schweiz losgeht, der findet hierzulande gute Anwälte.

Das Schweiz-Bashing, das Niederschreiben und dieses Selbstgeisseln der Schweiz hinterlässt Spuren und Wunden. Ausserhalb gewisser urbanen Kreise kommt das gar nicht gut an.

Denn es gibt einen grossen Teil der Bevölkerung, der unser Land gern hat. Der sich bewusst ist, dass unsere Freiheit und auch unser Wohlstand nicht selbstverständlich sind. Es sind meist die Leute, die hart arbeiten und viel dafür leisten, dass es unserem Land so gut geht.

Ich befürchte, da werden von abgehobenen Milieus Gegensätze in unserer Gesellschaft verschärft, ohne dass es einen zwingenden Grund gäbe. Es geschieht oft aus Eitelkeit, aus Dünkel – so wie damals, als General Wille nicht Mundart, nicht die Sprache seines eigenen Volkes sprechen wollte.

Das ist eine ungute, ungesunde Entwicklung, die mir Sorgen macht. Und ich wünschte mir, es käme jemand wie Spitteler, der so eindrücklich die Leviten lesen und mit nüchternem Patriotismus zu einer neuen Einigkeit und Geschlossenheit aufrufen kann.

Spittelers Mut

Damit bin ich beim dritten und letzten Teil – Sie diskutieren ja in diesem Nachmittag die Frage: «Welche politische Rolle spielen Kulturschaffende heute in der Schweiz?»

Bleiben wir bei der Rede, die Carl Spitteler am 14. Dezember 1914 vor Ihrer Gesellschaft gehalten hat. Wenn wir heute diese Rede lesen, verpassen wir leicht ihre Brisanz. Aus heutiger Sicht ist nicht mehr einfach zu erkennen, wie stark sie damals dem Mainstream widersprach.

Denn alles Preussische ist uns heute sehr fremd. Damals nicht. Das Kaiserreich war eine junge, dynamische, aufstrebende Nation. Wirtschaftswunderland, Kulturnation, Wissenschaftsprimus, militärische Grossmacht – alles zusammen.

Viele Deutschschweizer sympathisierten mit dem deutschen Kaiserreich, das für viele als Inbegriff eines modernen, erfolgreichen Staates galt und in dem man eine ähnliche Sprache sprach. Die Westschweizer dagegen neigten Frankreich zu.

Spitteler stellt sich gegen den Zeitgeist. Er wählt klare Worte, redet den Deutschschweizern ins Gewissen. Was auch dringend nötig ist. Denn diese Begeisterung für fremde Macht und fremde Grösse droht das eigene Land zu zerreißen, den Kleinstaat Schweiz, der im Krieg neutral zwischen den Blöcken steht.

Carl Spitteler kritisiert die Parteinahme für eine fremde Kriegsmacht und erinnert sein Publikum: Rund um uns herum hätten wir – vorläufig liebe – Nachbarn, in der Schweiz aber seien wir Brüder. Und zwischen Brüdern und Nachbarn bestehe ein grosser Unterschied. Denn Staaten sind „keine sentimental und keine moralischen Mächte, sondern Gewaltmächte“. Die Weisheit der Weltgeschichte sei folglich in einem Satz zusammenzufassen: „Jeder Staat raubt so viel er kann. Punktum.“

Spitteler warnt davor, „einer fremden Fahne ... mit offenen Armen jubelnd entgegen[zuf]liegen.“ Er warnt vor einem Auseinanderfallen der Schweiz und ruft zur Geschlossenheit im Innern und zur Neutralität gegen aussen auf. Er hinterfragt die deutsche Kriegspropaganda und betont, wie wichtig es ist, als politische Einheit wahrgenommen zu werden.

Aus heutiger Sicht verkennt man wohl den Mut, den Spitteler damals brauchte. Schnell denkt man, die Geschichte gab ihm Recht: Das Kaiserreich verlor den Krieg, die Schweiz behielt ihre Freiheit und Spitteler erhielt den Nobelpreis.

Aber damals, im Dezember 1914, wusste niemand, wie der Krieg ausgehen würde. Und natürlich irritierte er viele in der Deutschschweiz und im Deutschen Reich sowieso, dort wurden ihm seine Worte übelgenommen.

Spitteler setzte also seinen Ruf aufs Spiel, sein künstlerisches Vermächtnis – und auch einen grossen Teil seines Einkommens, weil er mit seiner klaren Stellungnahme sich seinen wichtigen Absatzmarkt Deutschland ruinierte.

Und genau darum spielte er eine politische Rolle: Er sagte etwas Mutiges, etwas Neues, etwas Kritisches. Nicht etwas, das man ohnehin schon überall lesen und hören konnte.

Vergleichen wir das mit der Situation heute – Sie fragen: «Welche politische Rolle spielen Kulturschaffende heute in der Schweiz?». Ich provoziere: Wir müssen ehrlich sein, sie spielen praktisch keine entscheidende Rolle mehr. Warum?

Wenn es um die grossen Fragen geht, um Grundsatzfragen, dann wird dem Mainstream fast nie widersprochen. Irgendwie kommt da nicht viel Neues.

Eigentlich schade. Es wäre erfrischend, wenn da wieder mal der Mut wäre, etwas Neues, etwas Anderes zu sagen. So wie das damals Carl Spitteler gewagt hat.

Und denken wir doch alle an Spitteler, wenn es darum geht, einig zu sein und unsere Reihen zu schliessen. Das ganz im Sinne Ihres heutigen Mottos: «Wir sind Carl Spitteler»!